

küyen

ATLAS DER VERLORENEN SPRACHEN



TOTTENTOT
VENUS.

DUDEN

Gouden Midde

INHALT

Vorwort 7

AMERIKA 11

Nuu-cha-Nulth 12 Michif 18 Irokesisch 24 Navajo 30 Hopi 32
Garifuna 40 Bora 44 Chachapoya 48 Pirahã 52 Mapudungun 54
Yámana 60

EUROPA 67

Sami 68 Piktisch 74 Karaimisch 80 Kornisch 86 Saterfriesisch 88
Javanais 92 Solresol 94 Etruskisch 98 Lingua franca 100

AFRIKA 105

Guanche 106 Koptisch 110 Sopyire 116 Tifnagh 122 Mandinka 124
Camfranglais 128 Efe 130 Himba 136 Khoisan 138

ASIEN 135

Schorisch 146 Tofalarisch 152 Ubychisch 158 Osmanisch 162 Ainu 170
Chintang 172 Nushu 176 Tao 180 Mlabri 182 Sentinelesisch 186
Maniq 188

AUSTRALIEN / OZEANIEN 193

Hawaiianisch 194 Arapesh 200 Oksapmin 204 Unserdeutsch 206
Gaagudju 212 Dalabon 214 Guugu-Yimithirr 218 Niue 222
Warlpiri 224 Wangkangurru 230

AUS DEM LINGUARIUM

Entdeckerglück 38 Kauderwelsch 84 Weltkarte 120 Tonspur 168
Schriftverkehr 210

Literatur 238



Navajo



Südwesten der USA, Neu-Mexiko, Arizona, Utah



150.000 SprecherInnen, weniger als 7500 monolingual



athapaskische Sprachfamilie



ursprünglich schriftlos



Navaho, Diné bizaad, Naabeehó bizaad



Eine Goldmünze für die Sprache der Navajo

Der 26. Juli 2000 war ein denkwürdiger Tag für die Navajo: Bei einer Zeremonie im amerikanischen Kongress wurden 29 Stammesangehörige für ihre einzigartige Leistung als *code talker* für die amerikanische Marine im Zweiten Weltkrieg ausgezeichnet und mit einer eigens geprägten Goldmünze geehrt. Ihnen war gelungen, woran Scharen von Mathematikern zuvor gescheitert waren: ein System zur Verschlüsselung geheimer militärischer Botschaften zu entwickeln, das von den Kriegsgegnern nicht »geknackt« werden konnte und heute als sicherster Geheimcode des Krieges gilt.

Als Grundlage für diesen Code diente ihre eigene Muttersprache. Die Sprache der Navajo ist hoch kompliziert und weist phonologisch extrem viele außergewöhnliche Laute auf. Für den geheimen Kriegscodes entwickelten die Navajo-Soldaten eine Chiffriermethode, die für englische Wörter jeweils einen umschreibenden Navajo-Begriff wählte: So wurde aus einem »Hospital« ein *a-zey-al-ich*, ein »Ort der Medizin«; eine »Minute« war *ab-khay-el-kit-yazzie*, eine »kleine Stunde«; »Bomben« waren *a-ye-shi*, »Eier«. Flugzeugtypen wurden nach Vögeln, Marineeinheiten nach Clans benannt, Länder und Erdteile bildhaft umschrieben: Amerika war *ne-be-mah*, »unsere Mutter«, »Deutschland« *besh-be-cha-be*, »Eisenhut«, und Adolf Hitler *posab-tai-vo*, der »verrückte weiße Mann«. Zum Buchstabieren wurden Tiere oder Begriffe aus der Navajo-Sprache gewählt: R wurde zu *gab* für »Kaninchen«, S zu *klesh* für »Schlange«, Y zu *tsab-as-zib* für »Yukka«. Erst 1968 wurde das Geheimnis des Codes und seiner Bedeutung für den Sieg im Pazifik gelüftet.

Ironie der Geschichte: Als taktisches Instrument kam den Amerikanern während des Weltkriegs jene Sprache gerade recht, die sie – wie alle anderen indigenen Sprachen – zuvor systematisch unterdrückt hatten. Daran änderte sich auch nach dem Krieg wenig: Zwar sind die Navajo-Indianer heute die zweitgrößte indigene Gruppe in den Vereinigten Staaten. Aber ihre Sprache hat gegen die Omnipräsenz des Englischen keine Chance. Schon in ein oder zwei Generationen könnte Navajo ausgestorben sein.



Anerkennung in Gold geprägt: »Dine Bizaad Yee Atah Naayee' Yik'eh Deesdli il« – »Die Sprache der Navajo hat geholfen, den Feind zu besiegen«.

Hopi



Südwesten der USA, Bundesstaat Arizona



weniger als 7000 SprecherInnen, weniger als
40 monolingual



uto-aztekisch



ursprünglich schriftlos



Hopitu, Moqui, Shinomu



Schlangenritual und Hopiphilie

Friedfertigkeit als Lebensprinzip: Das signalisiert schon der Name der Hopi, denn er leitet sich her von *Hopituh Shi-nu-mu* – das sind in der Sprache der Hopi all jene Menschen, die wohlgezogen, gesittet, friedfertig sind. Kriege zu führen lag den Hopi in ihren unwirtlichen, auf einem wüstenähnlichen Plateau gelegenen Pueblohöfem von jeher fern. Religion und Tradition sahen für sie ein bescheidenes, zurückgezogenes Leben im Einklang mit der Natur und heiligen Kulthandlungen vor. Um diese Lebensweise allerdings haben die Hopi immer wieder erbittert kämpfen müssen. Denn christliche Missionare und Mormonen, internationale (Hobby-)Ethnologen und Sprachforscher haben die Hopi gegen deren Willen ins Licht der Öffentlichkeit gezerrt und sich ihrer Kultur und Sprache bemächtigt.

Einer der ersten war Heinrich Richert Voth, ein Mennoniten-Pfarrer deutscher Abstammung, der von 1893 bis 1903 für eine »Heidenmission« zu den Hopi entsandt wurde. Voth errang das Vertrauen der Indianer, nicht zuletzt, weil er in einem mühsamen Studium Grundkenntnisse ihrer Sprache erworben hatte, und durfte an zahlreichen Ritualen und Zeremonien teilnehmen. Ein abruptes Ende fand das freundschaftliche Einvernehmen, als den Hopi klar wurde, welches Sakrileg Voth begangen hatte, indem er in Büchern und Zeitschriften vor aller Welt die Geheimnisse ihres Stammes kundgetan und diese zudem mit umfangreichem Fotomaterial illustriert hatte. Darüber hinaus hatte er systematisch Kultgegenstände wie die sogenannten Kachina-Puppen in seinen Besitz gebracht und an Museen und private Sammler verkauft. Dieses Verbrechen an ihrem kulturellen Erbe haben die Hopi nicht vergessen: 1994 wandte sich Vernon Masayesva, der damalige Stammeshäuptling der Hopi, mit einem Schreiben an Museen und andere kulturelle Einrichtungen, die Exponate und Dokumente über die Hopi besitzen. Darin formulierte er strikte Anweisungen zum Umgang mit diesen Objekten und stellte mögliche Rückforderungen in Aussicht.

Heinrich Richert Voths Euphorie gegenüber der fremden Welt der Hopi passte gut in eine Zeit, in der in Europa die Neugier auf die Exotik gerade der indigenen Völker groß war, sei es, dass man die »Wilden« als Kontrastfolie für die Errungenschaften der eigenen Zivilisation benötigte, sei es, dass man umgekehrt anhand der »Naturvölker« den Verirrungen einer hypernervösen, überfeinerten Hochkultur edle und unverbildete Natürlichkeit gegenüberstellte. Voth jedenfalls ermöglichte zwei deutschen Anthropologen Zugang zur Welt der Hopi, indem er sie während ihrer Studienaufenthalte bei sich beherbergte und Kontakte zu Stammesfürsten und Priestern herstellte: Der

Hamburger Bankierssohn Aby Warburg und der Berliner Anthropologe Paul Ehrenreich verbreiteten später in einer Mischung aus Faszination und Grauen die Kunde vom mehrtägigen Schlangenritual der Hopi, auf dessen Höhepunkt Männer des Schlangenclangs giftige Klapperschlangen in den Mund nehmen. Ihre Berichte lösten einen medialen und touristischen Wirbel aus, wie ihn Europa und Amerika bis dahin nicht gekannt hatten. Für Jahrzehnte galt der Hopi-Schlangentanz als das *Must-see* für alle frühen Nordamerika-Touristen. 1913 ließ der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt die Teilnahme an einem Schlangenritual auf die Agenda seiner Reise in den Südwesten der USA setzen. 1927 berichtete der englische Schriftsteller D. H. Lawrence von einer Schlange von Hunderten von Autos voller Touristen, die sich in Arizona durch die Wüste in Richtung der Hopi-Dörfer bewegte, um dort dem *snake-event* beizuwohnen.

Gegen die Auswüchse dieser Hopiphilie setzten sich die Indianer mit strikter Konsequenz zur Wehr: Jegliche Fotoaufnahmen sind seitdem in ihren Dörfern verboten. Und ihre heiligen Rituale finden nur noch unter Ausschluss jeder Öffentlichkeit statt.

Zeit-los glücklich?

Im Hauptberuf war Benjamin Lee Whorf Agent einer Feuerversicherungsgesellschaft. Seine Liebe aber galt den Sprachen. Ein Zufall brachte ihn in den 1930er-Jahren mit dem Sprachforscher Edward Sapir zusammen, der sich insbesondere mit den wenig erforschten Indianersprachen beschäftigte, ein weiterer Zufall mit dem Hopi-Indianer Ernest Naquayouma, der in New York lebte. Aus dieser Begegnung und einem kurzen Aufenthalt im Hopi-Reservat in Arizona entwickelte Whorf eine linguistische Theorie über die Sprache der Hopi, die international für Furore sorgte, weit über den Kreis der Sprachwissenschaftler hinaus: Die Hopi, so Whorfs These, verfügten über eine völlig andere Vorstellung von Zeit als die meisten anderen Kulturen. In der Sprache der Hopi gebe es zwar Verben, aber keine Tempora, um entlang der geläufigen Zeitachse Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zum Ausdruck zu bringen. Ebenso wenig verfüge die Sprache über Begriffe, um Zeitpunkte, Zeitabschnitte oder Zeiträume zu definieren. Die Vorstellung von Zeit als einem gleichmäßig fließenden Kontinuum sei den Hopi völlig fremd. Sie seien mithin ein Volk ohne Bewusstsein für Zeit!

Nachfolgende Generationen von Sprachwissenschaftlern haben Whorfs Mythos von den »zeitlosen Hopi« längst widerlegt. Der deutsche Linguist



Geheimnisvolle Geistwesen: Für die Hopi haben Kachina-Figuren als Botschafter zwischen den Menschen und der Welt der Ahnen und der Götter große spirituelle Bedeutung.

Ekkehart Malotki stellte seiner wegweisenden Studie *Hopi Time* beispielhaft einen Satz aus einer überlieferten Hopi-Geschichte voran: »*Pu' antsa pay qavongvaqw pay su'ist talavvy kuyvansat paasatham pu' paw piw maanat taatayana*« – »Dann fürwahr, am folgenden Tag, ziemlich früh am Morgen, um die Zeit herum, wenn die Menschen zur Sonne beten, um diese Zeit also weckte er das Mädchen wieder auf.« Dank seiner und anderer Analysen gilt heute als erwiesen, dass die Sprache der Hopi mit mehr als 230 Adverbien, Substantiven und Suffixen über subtile Möglichkeiten zur konkreten Zeitbestimmung verfügt. Bei den Verben lässt sich grammatikalisch eine Unterscheidung zwischen zwei Formen, Gegenwart und Zukunft, feststellen. Vergangenheit und Gegenwart sind grammatikalisch zwar nicht getrennt, lassen sich allerdings durch ergänzende Erzählpartikel im Satz konkretisieren.

Trotz solcher Korrekturen bleibt Whorfs Ausgangsthese bestehen, dass die Hopi eine eigene Vorstellung von Zeit pflegen, die weniger einer linearen Kontinuität als vielmehr dem Zyklus ihres bäuerlichen Lebens angepasst ist: So fehlen Wörter für Sekunden oder Minuten ebenso wie Jahreszahlen. Zeitvorgaben orientieren sich nach den jahreszeitlichen Abläufen und den damit verbundenen Ritualen. Für solche regelmäßig wiederkehrenden Ereignisse oder Tätigkeiten verwenden die Hopi eine spezifische Wortergänzung, *ngwu*: »*Tōmō taatwa tatkyaqw yamangwu*« – »Im Winter geht die Sonne im Südosten auf.«

Streitobjekt Wörterbuch

Es ist eine Gratwanderung: Was wiegt schwerer in einer Zeit, in der die Zahl der monolingualen Hopi-Sprecher stark rückläufig ist – das Bemühen um die Kontrolle über die eigene Sprache oder der Wunsch, sie zu dokumentieren und damit für die Nachwelt und alle Interessierten zu erhalten? Diese Frage stellte sich für die Hopi in den 1990er-Jahren, als ein Team internationaler Sprachwissenschaftler ein 900 Seiten starkes und 30.000 Begriffe umfassendes Hopi-Wörterbuch zusammengetragen hatte und veröffentlichen wollte. Die traditionsbewussten Hopi wehrten sich gegen eine mögliche Veröffentlichung, weil sie darin einen Ausverkauf ihrer Sprache und ihrer kulturellen Identität sahen. »Unsere Sprache ist unser geistiges Eigentum«, lautete ihr zentrales Argument. Am Ende lief es auf einen Kompromiss hinaus: Das Wörterbuch wurde veröffentlicht. Für Hopi ist es zu einem niedrigen Preis, für Nicht-Angehörige nur zu einem deutlich höheren Preis erhältlich. Und das Copyright liegt bei den Hopi, sodass sie die Kontrolle über die Publikationsmodalitäten selbst in der Hand haben.

Gravierender als der Streit um das Wörterbuch ist der Konflikt innerhalb der Hopi-Gemeinschaft, der sich dabei offenbarte, denn seit Jahrzehnten stehen hier »Traditionalisten« und »Fortschrittliche« einander gegenüber. Die fortschrittlichen Hopi sind die zumeist zweisprachigen Stammesmitglieder, die für eine moderate Öffnung ihres Stammes und für Kooperationen plädieren, etwa in dem von der amerikanischen Regierung in den 1930er-Jahren eingerichteten Stammesrat. Dagegen beharren die Traditionalisten, deren Gruppe zunehmend älter und kleiner wird, auf den strikten Maßgaben ihrer Überlieferung und auf einer vollständigen Abschottung gegenüber allen äußeren Einflüssen. Die Gräben zwischen den beiden Lagern sind tief. Auch der langfristige Fortbestand der Sprache steht dabei auf dem Spiel.

Zahlenwörter der Hopi	
	Suukya'
	Löbyö'
	Pàayo'
	Naalöyö'
	Tsivot

Piktisch



Schottland



ausgestorben seit ca. 900 n. Chr.



nicht eindeutig geklärt



einzelne Inschriften in der sogenannten Ogham-Schrift



Ein Volk voller Tattoos?

Buntpikten, Grünpikten, Rotbauchpikten oder Blautüpfelpikten gibt es nur in der Welt von Asterix und Obelix. Aber das Volk der Pikten, geheimnisumwoben und voller Rätsel bis zum heutigen Tag, hat über Jahrhunderte in Schottland gelebt, bevor dessen Identität – vermutlich im 9. Jahrhundert nach Christus – ausgelöscht wurde. Diese frühen Siedler Schottlands nannten sich selbst *Cruithne* nach dem legendären Stammvater ihres Volkes. Der heute gebräuchliche Name wurden dem Volk im hohen Norden Englands von den Römern verliehen und leitet sich aus dem Lateinischen her: *picti* – die »Bemalten«. Nach landläufiger Auffassung impliziert der Name eine Anspielung auf die verbreitete Sitte der großflächigen Tätowierung des Körpers. Wissenschaftliche Belege dafür gibt es nicht. Zweifel sind angebracht, denn wer würde im frischen Klima des Nordens schon fortgesetzt seine nackte Haut präsentieren? Die künstlerische Fantasie allerdings ist durch die vermeintlichen Ganzkörpertätowierungen nachhaltig beflügelt worden – vom flämischen Kupferstecher Theodor de Bry im 16. Jahrhundert bis hin zu Didier Conrads Zeichnungen für den Band *Asterix bei den Pikten* aus dem Jahr 2013.

Eine andere Theorie bezieht den Namen auf die »Bildsteine«, die in auffälliger Häufung im Norden und Osten Schottlands gefunden wurden. Sie stellen einige der wenigen erhaltenen Dokumente für Sprache und Schrift der Pikten dar.

Das Geheimnis der Herkunft

Wie mag es geklungen haben, wenn Pikten sich über das stürmische Wetter in den schottischen Highlands, über nützliche Heilkräuter oder kriegstreibende Nachbarn ausgetauscht haben? Die Frage ist hypothetisch, denn die Spra-



Spinnwirtel mit Strichcode: Die sogenannten Ogham-Schriftzeichen geben Piktensforschern bis heute Rätsel auf.

che der Pikten ist für immer verloren. Und die spärlichen Schriftdokumente geben mehr Rätsel auf, als dass sie Antworten liefern. Als Archäologen 1970 in den Überresten eines piktischen Hauses im schottischen Buckquoy einen Spinnwirtel mit eingeritzten Zeichen fanden, flammte neuerlich die Diskussion um die Herkunft des Piktischen auf, die schon seit Jahrhunderten ergebnislos geführt wird. Handelt es sich um eine ferne, nicht-indoeuropäische Sprache? Und wie könnte sie dann in den schottischen Norden gelangt sein? Oder doch um eine keltische oder zumindest indoeuropäische Sprache, die eine Besiedelung etwa durch aus Gallien über den Ärmelkanal gekommene Kelten nahelegen würde? Die Dramatik dieser Frage liegt – zumindest aus schottischer Sicht – weniger in der linguistischen Klassifikation als vielmehr in der ungeklärten Herkunft der Pikten. Diese jedoch scheint im Nebel der frühen



Bildsteine als berechte Zeugnisse: Schriftzeichen auf historischen Steinfunden weisen den Weg zur untergegangenen Kultur der Pikten.

Geschichte nicht mehr eindeutig rekonstruierbar; ein herber Schlag für das schottische Nationalgefühl. Selbst literarisch hat sich der Sprachendisput niedergeschlagen, bei Walter Scott, Schotte, Schriftsteller und als Begründer des europäischen Geschichtsromans bis heute unvergessen: In dem Roman *Der Altertümeler* (*The Antiquary*, 1816) lässt er seine Protagonisten über Reichtum oder Armut von piketischer Sprache und Kultur hitzig debattieren.

So nebulös die Anfänge, so deutlich ist das Ende der piketischen Sprache und Kultur markiert: 843 n. Chr. vereinigte der skotische König Kenneth MacAlpin, vermutlich der Sohn eines Skoten und einer piketischen Frau, die beiden benachbarten Volksstämme, die dann im neuen Reich Schottland – oder auf Schottisch-Gälisch *Alba* – aufgingen. Die Sprache der Piketen verschwand und wurde durch das Gälische ersetzt.

Rätselhafte Ogham-Schrift

Schriftzeugnisse in piketischer Sprache sind rar. Lediglich einige wenige Bild- und Symbolsteine oder Alltagsgegenstände sind erhalten geblieben. Sie zeigen, dass die Piketen offensichtlich zum einen eine »Bildsprache« mit abstrakten Symbolen, stilisierten Tiergestalten und Objekten benutzten. Daneben bedienen sie sich wohl auch der »Ogham«-Schrift, einer ursprünglich irischen Runenschrift, die an einen stilisierten Stamm erinnert, aus dem in unterschiedlichen Abständen und Anordnungen kleine Zweige erwachsen. Die den Piketen zugeordneten Steine weisen alle dieselbe Schrift auf. Das Problem ist nur: Da die Sprache der Piketen unbekannt ist, sind bislang alle Versuche, die Steine und Objekte zu entziffern, fehlgeschlagen.

Alltag im Pikteland

Robert Louis Stevenson, der geistige Vater der *Schatzinsel* und der Erfinder von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*, veröffentlichte 1880 ein vielstrophiges Gedicht mit dem Titel *Heather Ale*. Darin greift er eine in Schottland verbreitete Legende auf, die von einem piketischen Wunderbier erzählt, das mit Heidekraut produziert wurde, dessen genaues Rezept aber mit den Piketen verschwand: »Aus Glöckchen frischer Heide / Entstand ein Trank so fein, / Viel lieblicher als Honig, / Viel stärker noch als Wein. // Sie brauten ihn und tranken / Im familiären Bund, / Berauschten sich zusammen / In Höhlen unterm Grund.«

Bei Stevenson sind es Vater und Sohn, die mit tragischer List das Geheimnis ihres Ale-Rezepts mit in den Tod nehmen: Der Vater, der der Verschwie-

genheit des Sohnes nicht traut, sorgt dafür, dass er getötet wird, dann überlässt er sich selbst dem sicheren Tod.

Ein *Heather Ale* wird inzwischen in Schottland wieder gebraut. Zur wiederbelebten Brautradition und der zugehörigen Pikten-Legende gesellt sich dabei ein weiterer Mythos, der die Entstehung des schottischen Whiskys in jene Epoche legt, als Skoten und Pikten gerade zum neuen Reich Alba verschmolzen waren. Danach brodelte in einer kalten Nacht bei einem der Pikten-Clans im schottischen Hochland ein Topf mit Heather Ale über der offenen Feuerstelle. Der aufsteigende Dampf tropfte vom steinernen Dach der Behausung in einen Becher. Als einer der Pikten den Becher zum Mund führte, um die angesammelte Flüssigkeit zu trinken, habe er – so erzählt es die Legende – erstaunt »*Uisge beatha*« ausgerufen, weil er überzeugt war, das sagenumwobene »Wasser des Lebens« entdeckt zu haben. Es war die Geburtsstunde des *Uisge*, so der schottisch-gälische Begriff, der als »Whisky« in die englische Sprache und seitdem millionenfach durch Liebhaberkehlen in aller Welt geflossen ist.

Das Ale-Rezept in Stevensons Gedicht und der zugrunde liegenden Legende steht pars pro toto für eine ganze Kultur, die mit dem Ende der Pikten verloren gegangen ist. Archäologische Funde und Abbildungen auf erhaltenen Bildsteinen und Stelen lassen vorsichtige Rückschlüsse auf Aussehen und Kleidung piktischer Frauen und Männer zu, auf Kriegswaffen, Reitkultur, Handwerkstraditionen und Landwirtschaft. Dass Pikten offensichtlich Harfen unterschiedlicher Größen benutzten, lässt auf eine ausgeprägte Sing- und Erzähltradition schließen: So wenig verbreitet die Verschriftlichung von Geschehnissen und Geschichten war, so intensiv wurden mündliche Erzähltraditionen gepflegt.

Ein großer Teil dessen, was über die Geschichte und den Alltag der Pikten überliefert ist, entstammt sekundären – römischen, teilweise auch irischen oder angelsächsischen – Quellen und ist mit entsprechender Vorsicht zu behandeln. Die insgesamt magere Faktenlage hat über die Jahrhunderte wilden Spekulationen Vorschub geleistet. So haben Darstellungen von Bäumen, die mit Menschenköpfen verziert sind, und von Kochkesseln, aus denen Menschen hervorschauen, die These beflügelt, dass die Pikten Menschenopfer darbrachten. Römische Hinweise auf wilde piktische Kriegerinnen haben zu der Frage nach einer möglichen matrilinearen Vererbungslinie der Königswürde geführt. Das würde bedeuten, dass die Übertragung des höchsten Amtes innerhalb des Stammes einlinig nach der Abstammung der Frauen erfolgte – was auf eine herausragende Stellung der Frauen in der piktischen Kultur schließen ließe. Letztlich belegt sind solche Theorien bis heute nicht – aber gerade das

prädestiniert sie dafür, auch künftig die Fantasie weiter zu beflügeln. Orientierung dafür liefert Walter Scott, der in *Der Altertümeler* den in frühmittelalterlichen Texten auftauchenden Namen *castrum puellarum* für das Schloss in Edinburgh mit der herausgehobenen Stellung der pikthischen Frauen in Verbindung bringt: »Die Jungfrauen vom königlichen Blute der Pikten wohnten im Schlosse zu Edinburgh, das damals *castrum puellarum* hieß.« – Eine kindische Sage [...] Man hat sie nur erfunden, um das Weibsvolk wichtig zu machen.«

